

Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Sturm, Lukas

Scheitern, scheitern, besser scheitern.

Gert Voss im Gespräch mit Harald Schmidt

Nach einer Idee von André Heller ca. 80 Minuten Farbe FSK: Infoprogramm

© Suhrkamp Verlag
filmedition suhrkamp 28
978-3-518-13528-0

André Heller/Lukas Sturm
**Scheitern, scheitern,
besser scheitern.**

Suhrkamp







Voss als Voss



Schmidt als Schmidt



Voss als Peymann



Schmidt als Hartmann



Voss als Kants Papagei





Gert Voss und André Heller im Gespräch mit Sebastian Fleischer

Sebastian Fleischer: Gert Voss, der Film *Scheitern, scheitern, besser scheitern* ist sehr anekdotisch, Sie erzählen sehr viel über Begegnungen mit den großen Regisseuren. Wie schwierig war es denn für Sie, über sich selbst zu sprechen, wie haben Sie sich denn vorbereitet auf diesen Film?

Gert Voss: Ich habe mich überhaupt nicht vorbereitet. Nun, es war überhaupt nicht schwer, über mich zu reden: Ich bin ja ein relativ geschwätziger Mensch und erzähl' viel, also haben wir nur diese Angewohnheit von mir übernommen. Damit so ein Gespräch zustande kommt, muß ja auch eine gute Atmosphäre herrschen, das war's ... Dann ist es hinreißend mit dem Schmidt, weil er so ein neugieriger und begeisterungsfähiger Mensch ist und soviel Humor hat – und ich behaupte mal: denselben Humor hat wie ich.

Fleischer: Man hat auch gemerkt, Sie haben über dieselben Sachen gelacht im Film. Es sind viereinhalb Stunden Rohmaterial, Sie haben viereinhalb Stunden gesprochen.

Voss: Ja. Wir haben das gar nicht als anstrengend empfunden. Wenn man sich gut unterhält, merkt man doch gar nicht, wie die Zeit verfliegt.

Fleischer: André Heller, könnten Sie etwas über die Idee zum Film sagen. Wie ist es denn überhaupt zu diesem Film gekommen, was hat Sie dazu bewogen, Gert Voss gerade mit Harald Schmidt zusammenzuspannen?

André Heller: Da braucht man nicht sehr erfindungsreich zu sein, damit man auf diese Idee kommt. Ich kenn' den Gert seit vielen Jahren, und er ist ein begnadeter Geschichtenerzähler, sehr unterhaltsam, sehr uneitel beim Erzählen, sehr selbstironisch. Die wirklich guten Geschichtenerzähler können sich auch über sich selber lustig machen; sonst kriegt das so etwas Eitles, wenn man sich sel-

ber ausspart und andere bekrittelt oder witzige und manchmal lächerliche Geschichten über sie erzählt. Man muß auch über sich selber lachen können ... Ich finde es ein unverzeihliches Versäumnis, wenn man die großen Geschichtenerzähler nicht dokumentiert. Es gibt keinen Film, in dem der Helmut Qualtinger das funkeln läßt, was er am großartigsten gekonnt hat, nämlich aus dem Stegreif aberwitzige Welten zu erfinden, Figuren zu imitieren oder in die Welt zu bringen, das hat man einfach versäumt. Genauso bei anderen Meistern des Stegreifdaseins. Bei ihm wollte ich das Versäumnis nicht haben, und hab' einen anderen Meister, den Harald Schmidt, der normalerweise so ein Gespräch vollkommen dominieren würde, weil er selber so tief, klug, verrückt, erfinderisch ist – von dem ich aber mittlerweile wußte, daß er den Gert Voss liebt –, dazugeholt. Ich glaube, daß Schmidt Gert Voss nicht nur liebt, sondern er betet den vernünftigerweise an und sagt, das ist der bedeutendste Schauspieler und alles an dem interessiert mich. Der Schmidt ist wahrscheinlich der fundierteste Voss-Kenner, den man sich vorstellen kann: Er weiß alles, welche Rolle, wann, wo, in welchem Kostüm mit welchem Haarschnitt Gert gespielt hat, welche Kritiken darüber geschrieben wurden ... er zitiert ja sogar Kritiken über den Gert auswendig, die er sich irgendwann gemerkt hat, weil sie ihm so imponiert haben.

Fleischer: Man sieht Harald Schmidt als guten Zuhörer. Haben Sie gewußt, daß Harald Schmidt ein solcher Bewunderer von Ihnen ist, ein Kenner von Ihnen?

Voss: Das wußte ich nicht, nein, aber ich denke mir, wenn zwei Menschen etwas voneinander wissen wollen oder noch einfacher: neugierig aufeinander sind, dann ist derjenige, der nicht redet, immer ein guter Zuhörer. Umgedreht ist aber auch derjenige, der redet, immer dialogisch, also er wird nicht monologisch, sondern er will ja dem andern etwas mitteilen, und das, finde ich, hat hier ganz phänomenal funktioniert.

Fleischer: Im Film sagen Sie einmal, daß auch das Verhältnis zwi-

schen Schauspieler und Regisseur so funktioniert. Wichtig ist sozusagen, daß man zum Beispiel gemeinsam lachen können muß.

Voss: Ja, wenn man nämlich die gleiche Art von Humor hat, dann ist irgendwie alles ... auch die ernstesten Dinge haben einen besseren Humus. Meine erste Arbeit, die ich mit Peymann gemacht habe, »Die Räuber«, da war ich verspannt, da war er verspannt, es kam 'ne ziemliche Scheiße raus, was meine Rolle betraf ... die Aufführung war ja ganz gut. Das ist so am Theater. Oder jedenfalls, ich muß den andern kennen. Ich bin, wenn ich fremden Menschen gegenüberstehe – das klingt jetzt komisch –, schüchtern fast ... oder ich weiß nicht richtig, was hält der von mir, oder wie weit darf ich gehen und so weiter.

Fleischer: *Scheitern, scheitern, besser scheitern* ist der Titel des Films. Es erschließt sich eigentlich erst am Ende des Films, was es mit diesem Titel auf sich hat. Er stammt von Samuel Beckett, ein Ausspruch, der sich auf den Schauspielberuf bezieht. Sie meinen dann auch im Film, Scheitern gehöre unbedingt zum Schauspiel dazu. Was bedeutet denn Scheitern für Sie und für den Schauspielberuf generell?

Voss: Also der George hat mal gesagt, das Theater ist ...

Fleischer: George Tabori?

Voss: Ja, Tabori. Er hat gesagt, das Theater ist eine unperfekte Kunst, also es gibt keine Perfektion am Theater. Es gibt eine Perfektion im Film, es gibt eine Perfektion, wenn ein Schriftsteller etwas schreibt, es gibt eine Perfektion, wenn man einen Film macht oder wenn man Musik macht. Aber wenn man Theater spielt, ist jede Vorstellung von allen möglichen Gefahren bedroht: der eigenen Unkonzentration, der Unkonzentration des Partners, des Publikums, das nicht Lust hat mitzumachen, und so weiter. Und eigentlich – wenn man mal ganz ehrlich ist – kann man nicht sagen, daß man mit einer Theateraufführung alle Ziele erreicht hat, die man sich gesetzt hat. Und das, was man nicht erreicht hat, bezeichnet man als Scheitern.

Fleischer: André Heller, Sie haben sich auch immer sehr mit dem Scheitern auseinandergesetzt in Ihrem Beruf, Sie sind oft von Wegen abgewichen. Auch von solchen, die – von außen gesehen – Erfolg versprochen hätten. Ich denk’ zum Beispiel an eine Musikerkarriere, eine mögliche, die Sie sozusagen abgebrochen haben. Was bedeutet Scheitern für Sie?

Heller: Ich glaub’ nicht, daß es ein Scheitern gibt. Ich glaub’, daß das, was wir als Scheitern bezeichnen, etwas ist, bei dem wir viel lernen können, und wenn wir viel gelernt haben, sind wir nicht gescheitert. Alles, was uns etwas lehrt, alles, was uns klüger macht, ist ein wichtiger Gewinn, und in den sogenannten Niederlagen oder in dem sogenannten Mißlungenen ist immer sehr viel, was mich verändert, wo ich auf was draufgekommen bin, aha, so geht’s nicht, aha, das hat keine Ähnlichkeit mit dem, was ich wollte ... das bezeichnen wir zwar als Scheitern, aber in Wirklichkeit ist es ein hoher Gewinn.

Fleischer: Gert Voss, Sie sprechen – wie wir schon angesprochen haben – sehr viel über Ihre Begegnungen: mit Peter Zadek, Peter Stein, Klaus Peymann natürlich ... es hat ein bißchen den Anschein gehabt – für mich zumindest –, es sei ein Lehrer-Schüler-Verhältnis in den meisten Fällen. War das beabsichtigt, dieser Eindruck?

Voss: Na ja, ich kann nicht verleugnen, daß ich in den meisten – oder mir im Gedächtnis gebliebenen – Dingen schon auch ein Lernender war. Ob man das jetzt als Schüler bezeichnet, weiß ich nicht, aber ich bin ein Lernender, und ich habe von diesen Leuten, die Sie eben genannt haben – wozu auch noch Luc Bondy gehört –, sehr, sehr, sehr viel gelernt über meinen Beruf und auch, was ich noch besser machen muß.

Heller: Lassen Sie mich abschließend etwas sagen zu der Qualität vom Gert Voss, die meiner Meinung nach in diesem Film sichtbar wird: Das ist ein ganz kluger, analytischer Mensch, der Gert Voss. Man sieht, wieviel Tiefe er hat und welche genaue Beobachtungsgabe und wie er sozusagen Wurzel zieht aus den Menschen, denen er

begegnet, durch anekdotische Festmachung. Ja, und ich glaub', daß man vieles durch anekdotische Figuren weitaus besser begreifen kann als durch theaterwissenschaftliche Abhandlungen ...

Ausgestrahlt am 2. Oktober 2010 im Ö1-Kulturjournal des ORF

»Hat sich alles nicht gelohnt«

Harald Schmidt hat 30 Jahre gebraucht, um dort anzu-
kommen, wo er wirklich hinwollte.

Ein Gespräch über die Umwege des Lebens und das
Glück des Theaters

von Peter Kümmel

DIE ZEIT: Herr Schmidt, Sie haben den »Deutschen Herbst« in Stuttgart erlebt. Nun inszenieren Sie ein Stück über jene Zeit, es heißt *Elvis lebt. Und Schmidt kann es beweisen* (Premiere ist am 12. Oktober). Es handelt von einem Elvis-Presley-Liederabend im Stuttgarter Schauspiel, den Sie 1977 mehr als ein dutzendmal gesehen haben. Haben Sie etwa, indem Sie mit Elvis swingten, die deutsche Geschichte verpaßt?

Harald Schmidt: Ich hatte 1975 meine Kriegsdienstverweigererverhandlung im Stuttgarter Kreiswehrrersatzamt. Und im Wartezimmer fiel der Satz: Ha, I han mir Tips vom Schily für die Verhandlung g'holt, Supertips! Da hörte ich den Namen Schily zum ersten Mal. So funktioniert dieses Stück über die RAF und über Elvis. Der persönliche Bezug – bin ich. Ich habe als Schüler meine ganze Oberstufe hier im Theater verbracht – am frühen Abend fuhr ich immer von Nürtingen nach Stuttgart, und um 23.08 Uhr mußte ich wieder am Stuttgarter Bahnhof sein, um den letzten Zug nach Nürtingen zu kriegen.

ZEIT: Zur Zeit der Schleyer-Entführung waren Sie Schauspielschüler in Stuttgart. Wie war da die Stimmung?

Schmidt: Auf der Schauspielschule konnte man sich nicht leisten, nur in Abstufung Sympathisant zu sein. Das galt als bürgerlich. Man mußte sagen: Die Mittel der RAF sind ein bißchen unschön, aber: tolle Ziele.

ZEIT: Was haben Sie gemacht? Geschwiegen?

Schmidt: Ich habe geschwiegen bis gegrunt. Klar, Ausbeutung,

Industriebosse ... aber es war mir eigentlich vollkommen wurscht, ich wollte Schauspieler des Jahres werden in *Theater heute*. Dieses ganze Politgeschwurbel hab ich nur mitgemacht. Ich habe Nestroy-Couplets einstudiert, die anderen haben alle *Hamletmaschine* geprobt ... ich konnte mich allerdings nur bis zu einem gewissen Grad verstellen, das liegt wahrscheinlich in meiner DNA. Ich wurde als oberflächlich gesehen, als einer, der ins Showgeschäft will. Das war ein tierischer Kontrast. Die Schüler nebenan probten Heiner Müller: (*röchelnd*) »Mutter, Fotze ...«, während ich mit dem Strohhut auf dem Kopf zu steppen versuchte.

ZEIT: Sie haben es über den Umweg des Fernsehens ins Theater geschafft ...

Schmidt: Wenn ich mir jetzt überlege, wo ich damals hinwollte, als ich in Nürtingen zum Bahnhof rannte, um den Zug nach Stuttgart zu kriegen – dann wollte ich genau hierhin, genau hier dem Portier zunicken und sagen: (*blasiert*) »Falls was ist, ich probe gerade.« Es sind ja noch die gleichen Stühle im Zuschauerraum. Ich gehe da drin rum, als hätte ich dort gewohnt. Im Grunde hat genau hier meine Pubertät stattgefunden. Mein Traum war es, hier zu spielen (*deutet aufs Stuttgarter Schauspielhaus*) und da zu wohnen (*deutet aufs Schloßgartenhotel*). Hier hat Minetti gewohnt. Hier hat Peymann zu Minetti gesagt: Gut, Bernhard, wir hören früher mit der Probe auf, dann kannst du beim Pförtner Champagner trinken und Fußball gucken.

ZEIT: Heute übertrifft Ihr Ruhm den aller Theaterspieler, die Sie damals bewunderten.

Schmidt: Ich habe 30 Jahre gebraucht, um mich in dieses Theater reinzutrauen. Ich saß ja in Augsburg, dorthin wurde ich nach der Schule engagiert, und habe nichts zu spielen gekriegt. Ich war zwar der Schauspieler mit den meisten Vorstellungen, aber nur in Scheißrollen. Schon im ersten Jahr habe ich mich überall beworben, ich schrieb 50 Theater an und bekam keine einzige Antwort.

ZEIT: Es gab ja keine Videoproben Ihres Könnens.

Schmidt: Nein. Ich schrieb also: Sehr geehrter Herr Zadek, kommen Sie doch mal nach Augsburg, ich kann Ihnen auch ein günstiges Hotel nennen, damit es nicht so teuer wird. Kein Wunder, daß der den Brief wegwarf. Also sitzt man in der Kantine und fängt an, über das Theater herzuziehen. Da hat man die Lacher. Und man bekommt sofort Kontakt zu den gefrusteten alten Alkoholikern des Theaters.

ZEIT: Man wird deren Sprecher ...

Schmidt: Man sitzt dann da unten, die anderen proben oben, und man selbst gibt die Kantinenvorstellung ... ich hatte das Riesenglück, da noch mal herauszukommen. Denn sonst wäre ich wahrscheinlich im Vollsuff an einer Landesbühne geendet. Ich bin heute exakt da, wo ich immer hinwollte. Ich wollte auch nie den Lear spielen, sondern ich wollte vorne stehen und sagen: »*Good evening*, Ladies und Gentlemen, ich bin Elvis.« Manchmal frage ich mich: Was will mir das Schicksal sagen, daß sich nach exakt 30 Jahren dieser Kreis schließt?

ZEIT: War es für Sie je vorstellbar, in die Richtung Andreas Baaders zu gehen?

Schmidt: Niemals.

ZEIT: Auch wenn Sie Leute getroffen hätten, die Sie nicht durch verbalen Mut hätten beeindruckt wollen, sondern durch Handlungsmut?

Schmidt: Nein. Es ist für mich ausgeschlossen zu schießen. Und zu einer Partisanenexistenz hätte ich keine Lust gehabt. Ich hätte nie Bock gehabt, in einer WG zu wohnen. Die gewisse Schmutzlichkeit, die mit so einem RAF-Leben verbunden ist ...

ZEIT: Zweimal die gleiche Unterhose tragen müssen ...

Schmidt: Ja, und sich verstecken ... da war ich keine Sekunde lang gefährdet ...

ZEIT: Dennoch strahlen Sie eine gewisse Furchtlosigkeit, eine Systemresistenz aus.

Schmidt: Aber eindeutig im Rahmen des Grundgesetzes. Ich hatte

nie den Ehrgeiz, jemanden zu befreien oder ein System zu verändern. Ich wollte genau in *dem* System an die Spitze kommen.

ZEIT: Warum?

Schmidt: Das hat mit meiner Herkunft zu tun. Ich komme aus einem Angestelltenhaushalt, wo der Staat, die Hierarchie, die Titel unhinterfragbar sind. Mein Vater war Angestellter in Stuttgart, 40 Jahre lang, und wenn ich mit ihm Zug fuhr, raunte er mir manchmal zu: Ah, da sitzt Oberregierungsrat Dr. Müller. Sehr nett, hat A12. Die Welt war in Gehaltsklassen unterteilt. Aus so einer Prägung heraus wäre es unvorstellbar gewesen, meinen Eltern die Schmach anzutun, daß sie mich irgendwann im Amtsgericht Nürtingen besuchen, wo ich wegen Autodiebstahl vernommen werde ...

ZEIT: Hat man Sie einen Spießer genannt an der Schauspielschule?

Schmidt: Bürgerlich! Reaktionär! Man sitzt eigentlich da und weiß, man ist Shakespeare, muß aber so tun, als würde man nichts lieber tun, als jetzt in einem vollgesifften VW-Bus zu übernachten. Woody Allen hat mal gesagt: Mozart wußte schon mit fünf, daß er Mozart ist. Und das ist so. Ich wußte einfach: Wenn ich warm werde, lacht der Saal.

ZEIT: Sie haben mal gesagt, die größte Pointe sei die ungesagte ...

Schmidt: ... die Pointe, die vom Zuschauer zu Ende gedacht wird ...

ZEIT: Das ist ein dreifacher Gedankenschritt: Man sucht die Pointe, man findet sie, und man beschließt, sie nicht zu bringen ...

Schmidt: Genau. Und Sie brauchen jemanden, der kapiert, daß Sie 'ne Pointe gerade nicht sagen.

ZEIT: Dieses Publikum gibt's?

Schmidt: Ja, meins. Ich habe ungefähr eine Million Zuschauer, die meine Sachen verfolgen. Und die wissen, was gemeint ist. Aber das ist das Ergebnis einer langjährigen gegenseitigen Schulung.

ZEIT: Eine Schule der Entwöhnung.

Schmidt: Damit die Zuschauer wissen, was ich verschweige, muß ich das Verschwiegene früher schon fünfmal gesagt haben. Wenn

man mit Leuten wie Olli Dittrich zusammensitzt, dann kann es sein, daß eine Bemerkung fällt, und dann tut sich so eine Pause auf, wie eine Synkope, es schwebt was in der Luft, und dann wissen beide: Ah, da wäre jetzt die Pointe – wenn wir sie aussprechen.

ZEIT: Sie waren acht Jahre lang bei Sat.1 fast an jedem Werktag auf Sendung. Besitzen Sie noch die Aufzeichnungen Ihrer Sendungen? Sehen Sie manchmal rein, so wie Becketts Krapp aus dem Einakter *Krapps Last Tape* in seine alten Tonbänder hineinhört und sich in die Vergangenheit versenkt? Gibt es Schmidts Last Tape?

Schmidt: Ich hab diese Bänder, aber ich gucke nie rein. Es ist grauenhaft, das wiederzusehen. Das entstand ja für den Tag, und ich finde es heute schlecht. Es ist so veraltet. Ich habe die ersten 150 Sendungen auf Kassette mit nach Hause genommen, der Rest steht im Archiv. Ich könnte auf jede Sendung sofort Zugriff haben, aber ich käme nie auf die Idee.

ZEIT: Aber viele Künstler machen das: Sie schwelgen im Lebenswerk. Gegen diese Art Sentimentalität sind Sie gefeit?

Schmidt: Warum sollte ich mich mit einem Band beschäftigen, in dem vom Streit zwischen Lothar Matthäus und Mario Basler die Rede ist, wenn gleichzeitig Tom Cruise Stauffenberg spielt?

ZEIT: Und uns von unserer Vergangenheit erlöst?

Schmidt: Genau. War es nicht herrlich, wie die *FAZ* da durchgedreht ist? Besuch bei den Dreharbeiten. Wir sind dankbar! Tom Cruise hat Stauffenberg in die Reihe seiner großartigen Figuren aufgenommen! Ich hab mich dann gefragt, ob Ron Hubbard bald als Mitherausgeber bei der *FAZ* genannt wird. Außerdem muß der RAF-Stoff dringend als Musical verfilmt werden. Baader muß singen! Vielleicht hat Tom Cruise Zeit.

ZEIT: Ich habe den Eindruck, daß Provokationskünstler oft aus sehr behüteten Verhältnissen kommen, bei Schlingensief ist es so, bei Ihrem künftigen Showkompagnon Oliver Pocher, bei Ihnen selbst. Können Sie so weit gehen, weil Sie die Erfahrung gemacht haben: Sie werden nicht verstoßen?

Schmidt: Ja. Man hat ein klares Wertesystem im Hintergrund, das man ein bißchen aufwirbelt. Man planscht in der Badewanne, bis das Wasser überschwappt, aber man zündet nicht das Haus an.

ZEIT: Stichwort Wertesystem. Wie empfinden Sie die Hüter der deutschen Sicherheit, den ehemaligen Innenminister Schily und den aktuellen Innenminister Schäuble? Welche Rollen spielen die?

Schmidt: Schily ist für mich immer eine klassische Büchner-Figur gewesen, ein echter Jakobiner. Er trug auch als RAF-Verteidiger Manschettenknöpfe unter der Robe. Heute wird immer gefragt: Wie konnte so einer RAF-Verteidiger sein und später Innenminister werden? Ich finde das gar nicht widersprüchlich. Schily hat immer auf seiten des Systems gekämpft. Auch die Verteidigung der RAF-Leute war eine rechtsstaatliche Funktion – sein Handeln, bis ins Extrem durchgezogen, zeigte immer nur zwei Seiten derselben Münze.

ZEIT: Er setzte das System dem Belastungstest aus?

Schmidt: Ja, und er ist eigentlich auch ein bißchen größer als das System. Während Schäuble für mich eher eine Shakespeare-Figur ist, oder Grillparzer: *König Ottokars Glück und Ende*. Also extrem kalter Verstand mit einem Hauch badischer Gemütlichkeit. Man weiß ja immer, wenn es ihn besonders anwidert, hat er immer so ein verständnisvolles Lächeln drauf. Er ist jemand, der das System spielt: Welche Möglichkeiten bietet der Rechtsstaat: Flugzeugabschuß, Online-Durchsuchung. Gerade hatte man Luft geholt, da kam die Nummer: Atomschlag. Allerdings mit dem wirklich schönen Satz: Es nützt nichts, wenn wir uns die Zeit bis dahin auch noch verderben. Großartig! Das ist herrliches Lehrmaterial für Schauspieler. Wie spielt man so etwas? Auf keinen Fall polternd. Schäuble sehe ich wahnsinnig gern. Er hat sich als seine eigene Figur erfunden.

ZEIT: Das bringt mich auf einen Satz, den die Politologin Karin Wieland, in Anlehnung an Albert Camus, über Andreas Baader geschrieben hat. »Der Dandy erschafft sich selbst durch die Weigerung und die Verneinung. Sein Leben kann er nicht leben, deshalb

spielt er es vor. Dazu braucht er das Publikum, das er in immer neuen Inszenierungen reizt.« Karin Wieland meinte Baader. Aber aus irgendeinem Grund fielen Sie mir ein ...

Schmidt: Hahaha ... ich fände es toll, ein Dandy zu sein. Aber es ist zu anstrengend. Was ich allerdings tue: Ich lege mir Rollen zurecht für die Öffentlichkeit. Ich habe es gern, wenn ich weiß, welche Vorstellung gleich anfängt. Jetzt hab ich ein Interview mit der ZEIT; dann muß ich vielleicht zum WDR, und dann hol ich die Kinder aus dem Kindergarten ab. Ich hab mal in der *taz* über mich gelesen, mich selber gäb's gar nicht, ich würde zu allen Veranstaltungen nur meine Referenten schicken. Das sag ich auch manchmal zu Hause: Da geh ich gar nicht hin, da geht mein Referent hin. Ich bin gern eine Kunstfigur. Das macht den Alltag so leicht.

ZEIT: Sie haben auch schon das Garnichtstun ausprobiert. Käme das langfristig für Sie infrage?

Schmidt: Das habe ich versucht, aber nicht gekonnt. Ich habe aber viel zu lange Arbeit mit Fernsehen gleichgesetzt. Jetzt mach ich nur noch, wozu ich Lust habe. Und das heißt: Bühne. Solange das Fernsehen noch läuft, ist das ganz nett, aber ich möchte nicht mehr 160 Sendungen im Jahr machen. Mir reichen 22. Ich brauche ein halbes Jahr Abstand, um vom Fernsehen zu entgiften. Es ist quälend.

ZEIT: Aber Sie strahlen im TV Leichtigkeit, Mühelosigkeit aus ...

Schmidt: Das kommt von diesem Leck-mich-am-Arsch-Gefühl. Aus dem Gefühl: Schmeißt mich doch raus! Es war mir wirklich egal.

ZEIT: Auch wenn eine Million Leute zusehen und denken: Er bringt es nicht mehr!

Schmidt: Das war völlig okay. Ich hab einfach gesagt: Holt euch doch 'nen Besseren. Ich war auch schon so oft gut, und da habt ihr nicht geguckt ...

ZEIT: Sie arbeiten in Stuttgart jetzt mit Bühnenschauspielern. Wie läßt sich das an?

Schmidt: Es ist toll. Es bedeutet, mit Leuten zu arbeiten, die ihren Job können; die von Probe zu Probe Sachen weiterentwickeln. Im Fernsehen gilt ja doch eher: Er kann nichts, könnte aber Kult werden. Es ist erholsamer, in einer Atmosphäre zu arbeiten, wo alle theatermäßig ticken – vom Pförtner über die Bühnenbildnerin zur Regieassistentin. Es gibt da eine Art geheimer Verständigung. Es ist klar, was man macht und was man nicht macht ... Beim Fernsehen ist es immer so: Ein paar Leute sitzen um ein leeres Blatt: Was machen wir denn jetzt? Sie erfinden »neue Konzepte«. Sie fragen sich: Ah, ob das die Masse so versteht? Darum hab ich mich nie gekümmert! Und mittlerweile ist es mir vollständig egal. Die Masse hat doch genug, das sie versteht!

ZEIT: Verfolgen Sie das aktuelle Theater?

Schmidt: Kürzlich habe ich einen René-Pollesch-Abend gesehen. Den fand ich toll, aber ich habe gemerkt, daß ich die letzten 30 Jahre im Theater verpennt habe. Für mich war bis vor kurzem die wichtigste Jungschauspielerin Therese Affolter ...

ZEIT: Peymanns Gretchen aus dem *Faust* der siebziger Jahre ...

Schmidt: Ja, das nackte Gretchen – mittlerweile geht sie auf die 60 zu.

ZEIT: Herr Schmidt, wie geht es eigentlich Ihren Eltern mit Ihrem Ruhm?

Schmidt: Völlig normal. Sie wohnen immer noch in Nürtingen. Dort ist es absolut unangestrengt, weil mich jeder kennt: Servus, bisch mol wieder do? Komischerweise fall ich dort sofort in die Zeit zurück, als wär ich 15: Die Leute duzen mich, und ich sieze die natürlich. Mir hen di fei gseha! Bring amol a Foto vom Beckenbauer mit. Jeder wohnt noch da, wo er früher gewohnt hat, und ich kenn über meine Mutter auch die ganzen Krankheitsgeschichten ...

ZEIT: Man hätte eigentlich gar nicht weggehen müssen? Man könnte sich vorstellen, die ganze Karriere sei nur ein Traum gewesen?

Schmidt: Im Grunde ja. Im Grunde ist es so, als wäre ich nie weg gewesen. Und oft denke ich auch: Ich hätte nicht weggehen müs-

sen. Vor einiger Zeit lag ich in der Badewanne bei meinen Eltern, es war Samstagabend, 18 Uhr, die Glocken läuteten wie vor 40 Jahren, und das hat mich in meine Vergangenheit zurückkatapultiert. Und ich dachte mir: Hat sich eigentlich alles nicht gelohnt. Das fand ich total entspannend. Man kennt jetzt Franz Beckenbauer, und Horst Köhler gibt einem die Hand, irgendwie schön. Aber: dafür dieser ganze Aufwand?

ZEIT: Aber was hätten Sie anders gemacht, wenn Sie dieses Wissen, daß es sich nicht lohnt, schon als junger Mann gehabt hätten? Hätte es Sie ruhiger gemacht?

Schmidt: Nee, weil man ja glaubt, man hätte Irrsinniges versäumt, wahrscheinlich.

ZEIT: Aber was man zu versäumen glaubt, ist Sex, oder? Der Sex, den die Berühmten angeblich haben.

Schmidt: Im Grunde ja. Das ist eigentlich die absolut einzige Motivation, auf eine Bühne zu gehen. Die wirklich interessanten Leute geben das auch zu. Ich wollte Texte überprüfen? Ach Quatsch, ich wollte an Weiber ran. (*lacht*) Und deswegen nimmt man den ganzen Streß auf sich ... und sagt dann: eigentlich (*lange Pause, dann lachend*), eigentlich hat sich auch das nicht gelohnt.

Erschienen am 27. September 2007 in der Wochenzeitung *Die Zeit*

Gerhard Stadelmaier

Dompteur der Dämonen

In Herzensschlachten: Dem Schauspieler Gert Voss
zum sechzigsten Geburtstag

Die Stadt war in heller Aufregung. Kaum jemand noch konnte sich von Furcht und Schrecken reinigen. Katharsis war Hohn. Terror lag überm Land. Die Toten nahmen zu. Die Täter galten in manchen Köpfen als Krieger. Und in diesen Köpfen hatten die Opfer es sich selbst zuzuschreiben, wenn sie Opfer waren. Aber jeder, der überhaupt einen Kopf trug, war verdächtig, auch so zu denken. Außerdem hatte der Schauspieldirektor einen Zettel ans weiße Brett seines Hauses hängen lassen, auf dem zu einer Spende für die Zahnbehandlung einer einsitzenden Terroristin aufgerufen wurde. Und die CDU fing an, durchzudrehen. Wer in diesen Tagen ins Stuttgarter Theater ging, begab sich in eine Mischung aus Angst und Lust: Jeder Auftritt wurde, ob das der Auftritt wollte oder nicht, zur Demonstration. Denn das Publikum nahm ihn so im deutschen Herbst 1977. Es spielte die Hauptrolle.

Der Vorhang ging auf. Vom Bühnenhimmel hingen Bäume und Lianen und Büsche kopfunter; Lichtlein glitzerten über einem großen Laufsteg, der in den Zuschauerraum hineinragte. Und eben wollten Shakespeares Liebende im *Sommernachtstraum* anfangen, sich über Kreuz in die Herzensquer zu kommen, da stiegen im Parkett die Erregungsrufe wie kleine zischende Raketen. Sie entzündeten sich nicht an der schönen Inszenierung Alfred Kirchners, aber nahmen jedes Wort, das eine Anspielung bot, als Treibsatz: Shakespeares Versende, das »Des Hausherrn Ruh'« empfahl, wurde mit »Von wegen Ruh'! Weg mit Peymann!«-Gezisch quittiert. Oberon und Titania wurde es leicht mulmig. Die Liebenden schauten irritiert.

Da aber trat Puck, der Zauberer und Liebesverwirrer im Stück,